Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 33 (1953-1954)
Heft: 5

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

✦ Bücher-Rundschau ✦

Redaktion: Dr. F. Rieter

Von Homers Welt und Werk

Wolfgang Schadewaldt hat der Homerforschung mit seinen Iliasstudien (1938) einen höchst wirkungsvollen Impuls gegeben. In den vorliegenden Aufsätzen und Reden, von denen einige älter sind als jenes Werk, werden dessen Gedanken teils an Einzelbeispielen erhärtet, teils durch andere Gesichtspunkte ergänzt. Dabei gelangen Anschauungen zum Ausgleich, die lange als unversöhnlich gegolten haben, und dies gibt der Publikation eine für den gegenwärtigen Stand der Homerforschung symptomatische Bedeutung [1]).

Die Erforschung der homerischen Epen gehört zu den fesselndsten Kapiteln der Wissenschaftsgeschichte — nicht nur, weil ihr Fortgang bei aller scheinbaren Willkür im einzelnen einem sinnvollen Ziel näherführt, sondern weil sich überdies darin ein bedeutendstes Stück europäischer Kulturgeschichte spiegelt. Begründer der modernen Homeranalyse ist François Hédelin, Abbé d'Aubignac, welcher das seit Jahrhunderten unangetastete Ansehen Homers auch gegenüber der klassizistischen Forderung nach künstlerischer Geschlossenheit behaupten wollte. In seinen 1664 niedergeschriebenen, aber erst 1715 erschienenen Conjectures académiques ou dissertation sur l'Iliade wagte er so, gestützt auf freilich sehr eigenmächtig interpretierte antike Nachrichten, die Hypothese, daß die Ilias aus der nachträglichen Vereinigung ursprünglich selbständiger Dichtungen geringeren Umfangs hervorgegangen sei. Darum, meinte er, dürfe Einheitlichkeit nur von diesen Einzelgedichten erwartet werden, denn daß die Ilias in ihrem Aufbau den von Boileau dann formulierten Gesetzen nicht wörtlich gehorche, sagte ihm ein zutreffendes Gefühl.

Was der Abbé d'Aubignac als Ehrenrettung meinte, verwandelte sich unter dem Einfluß englischer Ideen von dichterischer Ursprünglichkeit für Herder und die deutsche Romantik zum höchsten Wert, denn als Werk einer Mehrzahl von namenlosen Verfassern wurden die homerischen Epen hier zur Schöpfung des dichtenden Volksgeistes in seiner Unergründlichkeit. Damit schienen die Versuche, sie durch Feststellung von Unstimmigkeiten aller Art in ihre ursprünglichen Bestandteile aufzulösen, gerechtfertigt. Diese analytische Tätigkeit setzte mit den berühmten Prolegomena ad Homerum von Goethes Freund F. A. Wolf (1795) ein; sie hat neben bloß vermeintlichen Ungereimtheiten in Ilias und Odyssee viele echte Probleme zu Tage gefördert. Nur machte ihr Übereifer manche unter den älteren Kritikern für den im großen ganzen unleugbaren kompositionellen Zusammenhang unserer Epen blind, und dies forderte dann die sogenannten Unitarier zu einer begreiflicherweise ebenfalls übers Ziel schießenden Verteidigung ihrer Einheit heraus.

So galt es, zu einer Anschauung zu gelangen, welche den gültigen Beobachtungen auf beiden Seiten gerecht wurde, und dazu verhalf neben einer besonnenen, sich immer mehr verfeinernden Interpretation auch die Erweiterung unserer allgemeinen historischen Kenntnisse der Antike sowie die Erschließung der epischen Überlieferung anderer Völker. Heute läßt sich kaum mehr bestreiten, daß die griechische Sage in der mykenischen Zeit wurzelt, und daß der Entstehung von Ilias und Odyssee Jahrhunderte gesungener oder rezitierter Heldendichtung

---

[1]) Wolfgang Schadewaldt: Von Homers Welt und Werk. 2. erweiterte Auflage. K. F. Koehler, Stuttgart 1951.

vorangegangen sind. Vers und Sprache sind durch ein festes schulmäßiges Herkommen gebunden, und die Motive in ihrer vorliegenden Form gewähren oft Einblick in die Umgestaltung älterer Erfindungen durch Bearbeiter. So wird in den allgemeinsten Umrissen eine reiche epische Kultur sichtbar, aus der unsere Epen hervorgegangen sind, und es bewahrheitet sich in neuem Sinne jene romantische Vorstellung von einer durch das ganze Volk getragenen Dichtung. Der Gegensatz zwischen Analytikern und Unitariern läßt sich so auf die Frage reduzieren, in welchem Maße der Einzelne von seinen Vorgängern abhängig sei, ob er ihnen bloß seine Themen verdanke oder ob er schon geformte Dichtungen in seine Neuschöpfung einbeziehe. Wenn also die Berechtigung historischer Fragestellung nicht mehr in Zweifel gezogen werden darf, so bestreiten anderseits die modernen Vertreter der kritisch-analytischen Richtung im allgemeinen auch nicht mehr jeden künstlerischen Aufbau von Ilias und Odyssee. Die gewonnenen Einsichten haben sie dazu geführt, vorhandene Widersprüche, statt durch vertikales Zerschneiden in Einzellieder oder Kleinepen, durch Unterscheidung horizontal gelagerter Schichten zu erklären, das heißt, als Arbeit mehrerer Generationen am gleichen Epos. Ungelöst bleibt dabei freilich zunächst die Frage, wie der Name Homers mit dem Vorhandenen in Beziehung zu bringen sei.

Wenn geschichtliche Entstehung und künstlerische Eigenart unserer Epen nicht mehr sich gegenseitig ausschließende Anliegen der Homerforschung zu sein brauchen, so kann sich der einzelne Forscher nach seiner Neigung mehr dem einen oder andern von ihnen widmen oder dann beide vereinen. Schadewaldt zeigt sich in seinen Iliasstudien darum bemüht, die thematischen Verknüpfungen zwischen den einzelnen Teilen der Ilias aufzuweisen, so daß der Leser den Eindruck gewinnen muß, er habe es mit einem strikten Gegner der historisch-analytischen Problemstellung zu tun. Desgleichen finden sich in den gesammelten Aufsätzen Würdigungen von einzelnen Partien der Ilias, die ein souveränes Schalten des einen Dichters, Homers, vorauszusetzen scheinen. Solchen Betrachtungen steht aber eine Untersuchung über das homerische Sänger- und Rhapsodentum samt den sozialen Bedingungen seines Wirkens gegenüber, aus der die Analytiker Konsequenzen im Sinne ihrer eigenen Methode ziehen können. Und in einem anderen Aufsatz, den er «Einblick in die Erfindung der Ilias» überschreibt, bewegt sich Schadewaldt selbst in historischer Richtung, indem er in engem Anschluß an eine Publikation des Zürcher Philologen Heinrich Pestalozzi (Die Achilleis als Quelle der Ilias, 1945) motivische Abhängigkeiten der Ilias von einem älteren Epos feststellt. Das sind nach unseren oben gemachten Andeutungen keine unlösbaren Widersprüche, vielmehr bestätigt Schadewaldts schöne und jedem Laien zugängliche Sammlung, daß die Gegensätze, die einst die Forschung in zwei Lager getrennt haben, im Begriffe sind, sich in einer umfassenderen und vertieften Einsicht aufheben zu lassen.

Fritz Wehrli

Troxler und Varnhagen

Der Briefwechsel zwischen *Ignaz Paul Vital Troxler* und *Karl August Varnhagen* führt aufs schönste in das Wesen der beiden Partner ein [1]). Unser schweizerischer Arzt und Philosoph, Politiker und Publizist, in der «Wüste» von Beromünster, in der «Einsamkeit» von Bern lebend und wirkend, empfing die Briefe Varnhagens als Labsal aus der großen Welt des Geistes. Wir vernehmen viel über seine politischen Bestrebungen und über die Ziele seiner philosophisch-anthropologischen Meditation, fühlen uns aber vielleicht am stärksten betroffen, wo er einmal ganz persönlich wird und dem Schmerz über den Tod des geliebten Kindes in schönster und würdigster Art Ausdruck gibt. K. A. Varnhagen von Ense, der Diplomat und ungemein fruchtbare Literat, der in seinen Beziehungen und Vorlieben den Bogen sowohl von Goethe zu Gottfried Keller als vom Geist der deut-

[1]) Briefwechsel zwischen Troxler und Varnhagen von Ense 1815—1858. Veröffentlicht und eingeleitet durch Dr. Iduna Belke †. Sauerländer, Aarau 1953.

schen Befreiungskriege zu dem des «Jungen Deutschland» schlägt, war Troxler im Jahre 1815 in Wien begegnet, wo dieser als «Gesandter» der schweizerischen Liberalen zu wirken versucht hatte. Ohne viel Gemeinsames wäre die fast lebenslange Beziehung, deren Niederschlag unsere Briefe bilden, nicht denkbar, schließlich aber erwies sich das Trennende doch als stärker. In politischer Hinsicht zeigt sich das reichdokumentiert in der abweichenden Stellungnahme zu Napoleon III. Varnhagen, dessen Einstellung zu allen Phänomenen seiner Zeit schon in seinen «Denkwürdigkeiten» und «Tagebüchern» reichhaltigen Niederschlag gefunden hat, erweist sich auch in den Briefen an Troxler als ein Mann, der viele Tendenzen des 18. Jahrhunderts dem 19. überliefert, der, bei manchen zeitweiligen pessimistischen Anwandlungen, doch an dem Glauben an den notwendigen Geschichtsgang zu größerer Freiheit unverbrüchlich festhält, abstoßend in vielem, interessant fast immer. Gerade dieser Briefwechsel weist eindrücklich auf die Notwendigkeit hin, uns nicht allein mit der geistigen Aristokratie der Historischen Schule, sondern auch mit dem viel breiteren Strom der Gedankenarbeit, der Einstellungen und Bestrebungen zu beschäftigen, für den Varnhagen repräsentativ ist.

Die Edition dieser wichtigen Briefwechsels, die die Stiftung Schnyder von Wartensee materiell ermöglicht hat, ist sehr dankenswert, wenn sie auch leider an Sorgfalt im Kleinen zu wünschen übrig läßt. Der Kommentar bietet dem genießenden Leser, der bei der Lektüre weitester Partien des Bandes durchaus auf seine Rechnung kommen wird, alles Wünschbare, den Fachmann läßt er leider allzuoft im Stich.

Eduard Vischer

Jacob Burckhardts Briefe

Der meisterhaften Burckhardt-Biographie von Werner Kaegi geht, als ergänzende Dokumentensammlung, ein Unternehmen von einer nicht geringeren monumentalen Anlage zur Seite. Die im Jahre 1935 von Fritz Kaphahn herausgegebene Sammlung von Briefen hatte sich auf eine Auswahl besonders charakteristischer Proben beschränkt. Die hier zu besprechende, der großen Sachkenntnis und Akribie von *Max Burckhardt* anvertraute Publikation hat sich das Ziel viel weiter gesteckt und bringt alles, was überhaupt noch aufzutreiben war, das bereits früher Veröffentlichte in neuer, kritisch bereinigter Gestalt [1]). Bisher liegen die beiden ersten Bände vor, mustergültig ausgestattet, mit zahlreichen Bildbeigaben und wertvollem Kommentar versehen. Sie betreffen die Frühzeit, vom Kindesalter bis zum achtundzwanzigsten Lebensjahr.

Innerhalb dieses verhältnismäßig kurzen Zeitraumes spielten sich für Jacob Burckhardt, und zwar in mehr als einem Betracht, die wirklich entscheidenden Dinge ab, entscheidend für das ganze Leben. Was nachher folgt, bewegt sich in beruhigter Bahn, in gerader Linie, und so gut wie unabhängig von äußerer Einwirkung. Aber bis zum Antritt der Italienreise im Jahre 1846, das heißt bis dahin, wo Band II der Briefausgabe führt, ist noch sehr vieles in der Schwebe, harrt einer Lösung; der Briefschreiber selber ist sich der Krisen, in die er hineingerissen wird, durchaus bewußt. Die zeitlich früheste, den jungen Mann wirklich aufwühlende, ist seine Absage an das Theologiestudium, das er ohne inneren Antrieb, mehr dem Wunsch und der Erwartung des Vaters entsprechend, begonnen und dem er während längerer Zeit mit Fleiß und Ernst obgelegen hatte. Die Abkehr davon, die zugleich die endgültige Lösung vom kirchlichen Glauben bedeutet, hat B. wohl als Befreiung empfunden und anscheinend niemals bereut. Allein der Ent-

---

[1]) Jacob Burckhardt, Briefe. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe, mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses hergestellt von Max Burckhardt. Erster Band: Jugend und Schulzeit, erste Reisen nach Italien. Studium in Neuenburg, Basel, Berlin und Bonn. 1818 bis Mai 1843. — Zweiter Band: Studienaufenthalt in Paris. Erste Dozentenjahre und Redaktionstätigkeit in Basel. Juni 1843 bis März 1846. Benno Schwabe, Basel 1949 und 1952.

schluß als solcher hat ihn Herzblut gekostet, das verraten die Briefe allerdings; und die mißbilligende Haltung auch der jüngeren Generation, der ihm zum Teil innig befreundeten Studiengenossen, bereitet ihm schmerzliche Enttäuschung. Leicht verwunden hat er sie nicht.

Mit Spannung erlebt nun der Leser den weiteren Studiengang des «Renegaten» mit, seine Versuche, mit der Geschichtswissenschaft, der seine Liebe ja längst gehört, und ihren Aufgaben ins reine zu kommen. Sie tritt ihm, in wahrhaft imponierender Gestalt, erstmals an der Berliner Universität entgegen. Er «macht große Augen», als er die ersten Stunden bei den wirklich Großen, Ranke, Droysen, Böckh gehört hat, wie er seinem verständnisvollen Gönner Heinrich Schreiber in Freiburg meldet. Die meiste Förderung verdankt er zweifellos Franz Kugler, der lange währenden Zusammenarbeit mit ihm; es ist freilich ein beklagenswerter Verlust, daß B.s Briefe an diesen ausgezeichneten Kunstgeschichtslehrer vernichtet werden mußten. Kugler war es auch, der dem jungen Basler die Neuredaktion der Kunstartikel für das Konservationslexikon von Brockhaus anvertraut haben wollte. Es berührt als eigenartiger Gegensatz, wenn eine geraume Weile die Privatkorrespondenz, mit ihren oft so stürmischen Freundschaftsbeteuerungen, und der nüchtern sachliche Geschäftsverkehr mit dem Verleger einander ablösen. Man sieht hier, wie gewissenhaft und genau der junge Gelehrte die Aufträge, die an ihn herantreten, und wie rasch er sie erledigt. Eine ungeahnte Fülle von Kleinarbeit, nur selten und bescheiden und als eine Selbstverständlichkeit erwähnt, zieht sich im Hintergrunde dieses Lebens hin, angefangen mit dem geradezu rührenden Eifer, womit schon der Gymnasiast in Archiv und Bibliothek sich der anspruchsvollen Desiderata des Freiburger Professors annimmt. Und den akademischen Seminarbetrieb, den der Dozent B. bekanntlich abgelehnt und sich ferngehalten, als Student hat er ihn gründlich kennen gelernt und mitgemacht. Mit um so größerem Erstaunen stellt man bei der Lektüre der Briefe fest, wie frühzeitig Burckhardts ganzes Verhältnis zum Leben der Vergangenheit, und damit auch seine Vorstellung von der wahren Aufgabe des Historikers, die ihm eigentümliche, nur ihm wirklich gemäße Form gefunden hat: die durchaus auf Anschauung und sinnliche Wahrnehmung gestellte, aller geschichtsphilosophischen Auslegung abholde Hingabe an den für uns noch erreichbaren Stoff.

Als Ziel des Strebens schwebt ihm von Anfang an ein vorbehaltloser Dienst «am Schönen» vor, dem er auch die Annehmlichkeit eines behaglichen Daseins zu opfern bereit und willens ist. Den Verzicht auf persönliches Glück, von ihm ist wiederholt die Rede, hat er auf eine Art wahrgemacht, die einer gewissen Tragik nicht entbehrt. Wir denken insbesondere an das Schicksal, das er, fast ohne Ausnahme, den einst so sorgsam gepflegten, gefühlvollen Jugendfreundschaften zuteil werden ließ. An die Stelle der Basler und übrigen Schweizer Freunde, die ihm recht bald entbehrlich geworden, waren in Deutschland, vor allem im hochgemuten Kreis der Bonner «Maikäfer», neue Freunde getreten; mit ihnen schloß er einen Bund voll leidenschaftlicher Anteilnahme am Ergehen jedes Einzelnen, der ihn tief beglückte. Die Lockerung dieser Bande gibt sich in dem Zeitpunkt, wo unsere Betrachtung haltmacht, noch kaum zu erkennen. Indessen, sie ist nicht mehr fern, die zunehmende Vereinsamung nicht mehr aufzuhalten. Sie vollzieht sich zugleich mit einer wachsenden Entfremdung dem einst so heißgeliebten und als «große geistige Nährmutter» gepriesenen Deutschland gegenüber. In die Heimat zurückgekehrt, muß er sich verlassen fühlen (an G. Kinkel, 26. Nov. 1843); doch will er gerne sich damit abfinden, «denn ich habe die Erinnerungen, die für alles Trost geben». Nicht ohne aufrichtiges Bedauern wird man mit solchem Bekenntnis das unwirsche Wort des Alternden von den «muffigen Erinnerungen» konfrontieren, die sich auf eben jene vierziger Jahre im Rheinlande beziehen. Für den Leser der Briefe liegt über dieser Zeit ein schimmernder Glanz, und ihr romantischer Zauber soll unverloren sein, auch wenn dem Schreiber selber der Sinn für ihren Wert verloren gegangen ist.

Man darf den Briefschreiber J. B., so will uns wenigstens scheinen, zumal was seine Einstellung zur geistigen Atmosphäre der Vaterstadt betrifft, nicht allzusehr beim Wort nehmen; er hat es auch nicht auf die Goldwaage gelegt. Gewiß fühlt er sich, nach der herrlichen Ungebundenheit der Studienjahre, in dem «so engen und so kleinen Basel», eingespannt in die tägliche Fron einer aufreibenden

und ihm lästigen Journalistentätigkeit, fürs erste nicht an seinem Platz; seine Klagen sind ehrlich, auch vollauf verständlich. Basel werde nie sein Himmel werden, an nichts hier hänge sein Herz, so stöhnt er im Jahre 1844. «Ich bleibe hoffentlich kaum zwei Jahre hier» — und wie lange ist er dann geblieben! Es bedeutet keinen Bruch in der Entwicklung, keine Untreue gegenüber den Idealen seiner Jugend, wenn er den größten Teil seines Lebens bedingungslos diesem Fleck Heimaterde weiht. Sicher war Jacob Burckhardt gut beraten, als er allen Lockungen des Auslandes hartnäckig sich versagte. Auch nicht ein einziges Mal hat er seine vielbewunderte Vortragskunst über die schwarzweißen Grenzpfähle hinausgreifen lassen. Uns mag diese Reserve übertrieben, vielleicht gar so eigensinnig vorkommen. Allein sie entsprach einem untrüglichen Gefühl für Geheimnis und Grenzen seiner Wirkung. Er hätte niemals nach Berlin gepaßt, nicht nur weil es ihm unsympathisch war. Bevor er nach Italien aufbricht, im März 1846, schreibt er an Eduard Schauenburg: «Steht die Universität noch, wenn ich wiederkomme, so weiß ich nicht — die Umstände können mich nötigen, in Basel zu bleiben; man will mir eine kleine Stelle (à 250 Rthlr!) zurechtmachen, und dann könnte ich der Familie zu Gefallen kaum umhin, zu bleiben.» Es stand schon in den Sternen so geschrieben; im Grunde kannte er wohl von jeher seinen Weg, und war zu ihm entschlossen.

Arnold v. Salis

Der Sprachforscher Eduard Schwyzer (1874—1943)

Die nun vorliegende Biographie von *Eduard Schwyzer* hat den ganz bedeutenden Vorzug, daß sie von seinem eigenen Sohne verfaßt ist, der ihm zugleich fachlich nicht allzu fern steht, und den außerdem die Gabe, nicht nur sicher und treffend zu urteilen, sondern auch klar und anschaulich darzustellen, selbst dann nicht im Stiche läßt, wenn es um die eigene Art geht [1]).

So entsteht vor unsern Augen ein Lebensbild, das trotz sachlicher Distanzierung voll innerer Wärme erfüllt ist und daher ruhig auf gleichgültige Äußerlichkeiten verzichten kann. Wir erfahren, wie Eduard Schwyzer, der aus altem Zürcher Geschlecht stammte und hier am 15. Februar 1874 als ältester Sohn eines Kupferschmieds geboren worden war, schon als Gymnasiast bei seinem Großonkel Heinrich Schweizer-Sidler Sanskrit lernte, wie er in seiner Vaterstadt mit einer preisgekrönten Abhandlung doktorierte, wie er, um sich besser der Wissenschaft widmen zu können, eine sichere Stelle als Mittelschullehrer gegen den Willen des Vaters schon nach kurzer Zeit mit dem recht bescheiden bezahlten Posten eines Redaktors am Schweizerischen Idiotikon vertauschte, wie er sich bald darauf an der Universität Zürich habilitierte, und wie sein Entschluß, die akademische Laufbahn zu beschreiten, durch seine Beförderung zum außerordentlichen (1909) und ordentlichen Professor (1912) als richtig bestätigt wurde.

Wir lernen auch die andern für sein Leben so wichtigen Entscheidungen näher und besonders von der menschlichen Seite her kennen, so vor allem das Dilemma, das sich ihm stellte, als er 1926 einen Ruf an die Universität Bonn erhielt und nach langem Schwanken endlich annahm, und ein zweites Mal, als er 1932 von Bonn nach Berlin an den damals berühmtesten deutschen Lehrstuhl für indogermanische Sprachwissenschaft berufen wurde. Hier fand er, obwohl die allgemeinen Lebensbedingungen in Berlin bald darauf immer schwieriger und unerfreulicher wurden, die Zeit, sein Hauptwerk zu verfassen, die zweibändige Griechische Grammatik (München 1934/39 und 1950), welche aus einer seltenen Verbindung von Sprachwissenschaft und Philologie hervorgegangen ist und eine einzigartige Vertrautheit mit allen Erscheinungen des griechischen Sprachlebens verrät. Bevor er jedoch die letzte Hand an dieses mit großem Scharfsinn, unermüdlichem Fleiß und peinlich-

[1]) Hans-Rudolf Schwyzer: Eduard Schwyzer, 1874—1943. 114. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich, herausgegeben von der Gelehrten Gesellschaft. Zürich 1951.

ster Sorgfalt ausgearbeitete Werk legen konnte, mußte er sich in einer Zeit, da die Luftangriffe auf Berlin immer häufiger und schrecklicher wurden, einer Operation unterziehen, an deren Folgen er am 3. Mai 1943 starb. Doch war das Manuskript des zweiten Bandes seiner Grammatik schon so weit abgeschlossen, daß es von Professor A. Debrunner (Bern) herausgegeben werden konnte. Von hohem Pflichtgefühl gegenüber der Wissenschaft geleitet, war Eduard Schwyzer seinen Weg gegangen, ein Mann, auf den Zürich stolz sein darf, und der im Ausland dem Schweizernamen Ehre eingelegt hat.

Ernst Risch

Basler Plastik aus zwei Jahrhunderten

Ein scharf umrissenes, gehaltvolles Thema wird auf 50 Seiten ohne Umschweife in einfacher Sprache dargelegt, wohldokumentiert mit 120 Abbildungen und 186 Anmerkungen — somit in jeder Hinsicht erfreulich*). Dargestellt wird die interessante Übergangszeit von der Vorherrschaft der steinernen Architekturplastik zur Holzplastik der Schnitzaltäre. Die Internationalität der Bauhütten zeigt sich in der Verwandtschaft der Figuren vom Spalentor, vom Münstergiebel und vom Georgsturm des Münsters mit Arbeiten der Parler-Hütte in Prag, Straßburg, Eßlingen, Ulm — erklärlich aus der Berufung eines Meisters aus der Parler-Familie zur Wiederherstellung des Münsters nach dem Erdbeben von 1356, woraus sich eine Tradition bis in die 1420er Jahre ergibt. Von da an bis zur Reformation herrscht die Holzschnitzerei, ausgeübt von ortsgebundenen, z. T. eingewanderten zünftigen Handwerkern. Die Verfasserin versteht es, das schwer überschaubare und weitzerstreute Material übersichtlich zu gruppieren. Es sind die traurigen Reste einer einst zweifellos großen Produktion, deren größerer Teil im Bildersturm zugrunde gegangen ist, aber zum Teil Reste von hoher Qualität. Noch an der Schwelle des 16. Jahrhunderts ist in der Basler Skulptur ein Abglanz jener vornehmen Gehaltenheit fühlbar, der aus der Kathedralenplastik weiterwirkt, im Gegensatz zum hemmungslos-expressionistischen Gefühlsüberschwang anderer süddeutscher Werkstätten. Es ist ein Verdienst der vorliegenden Arbeit, diesen spezifisch baslerischen Charakter herausgearbeitet zu haben, auch werden verschiedene Werke überzeugend als der gleichen Werkstatt entstammend zusammengestellt, wennschon sich diese Werkstätten noch nicht mit Sicherheit auf bestimmte, archivalisch überlieferte Meisternamen festlegen lassen.

Peter Meyer

Neues vom Atlas der Schweizerischen Volkskunde

Das große wissenschaftliche Unternehmen, als welches der *Atlas der Schweizerischen Volkskunde* erscheint, kommt rüstig voran. Die 1. Lieferung des I. Teils verarbeitet in 16 Karten die Fragen 1 bis 6 des Frageheftes. Es geht um das *Grüßen* und das *Essen,* genauer: um die Grußformeln, die Mahlzeiten, Getränke und Speisen. Beigegeben ist ein über 70 Seiten starker Kommentar aus der Feder von *Richard Weiß,* ferner eine neue Liste der Belegorte und eine Karte, aus welcher sich ein Bild der konfessionellen Zusammensetzung unserer Schweizer Bevölkerung ergibt [1]).

Gerade im Zusammenhang der Grußformeln ist ein Blick auf die Konfessionskarte von Nutzen, zeigt sich doch, daß mit den konfessionellen Einflußzonen

*) Annie Kaufmann-Hagenbach: Die Basler Plastik des fünfzehnten und frühen sechzehnten Jahrhunderts. Basler Studien zur Kunstgeschichte, Band X, Birkhäuser, Basel 1952.

[1]) Atlas der Schweizerischen Volkskunde, I. Teil, 1. Lieferung, Kommentar von R. Weiß. Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Basel. Auslieferung: Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach/Zürich. — Vgl. Besprechung Dezemberheft 1950, S. 598 ff.

auch die Grußsitten wechseln, was besonders bei den sogenannten Zeitgrüßen («Guter Tag», «Guter Abend» usw.) beobachtet werden kann. Eine Karte befaßt sich sodann mit den Gelegenheitsgrüßen beim Eintritt in einen Stall, aus der hervorgeht, daß diese Sitte im bernischen und aargauischen Mittelland verbreitet ist. Im Aargau wird es als unangenehm empfunden, wenn einer das «Glück im Stall!» nicht entbietet. Vergißt jemand diesen Gruß, so entschuldigt er sich, erklärt ein Gewährsmann aus Belp. — Bemerkenswert, aber stark im Rückgang begriffen sind ferner die Zurufe an Mäher und Heuer. «Haut's?», ruft da einer dem Mäher zu und bekommt die Antwort: «'s haut wie Chrut!».

Natürlich verschwinden im Zeitalter der Mähmaschinen diese aufmunternden Grüße und Rufe, wie überhaupt der Kommentator feststellen muß, daß die Grußsitten bedeutenden Veränderungen unterworfen sind, und zwar im Sinne eines allgemeinen Schwindens der Grußfreudigkeit, was vielfach mit der Auflösung der Lokalgemeinschaft in Zusammenhang steht. «On salue beaucoup moins qu'autrefois», heißt es in Château-d'Oex, eine Feststellung, die gewiß auch für viele andere Gegenden der Schweiz gilt. Es kommt uns seltsam vor, daß noch heute im bündnerischen Tavetsch ein vollständiger Lobspruch («Gelobt sei Jesus Christus — In Ewigkeit, Amen») als Grußformel beim Begegnen auf der Straße zwischen Morgen- und Mittagessen beobachtet werden kann. Die junge Generation ist im allgemeinen auch beim Grüßen sehr sachlich geworden.

Besonders Aufschlußreich ist das Studium jener Atlaskarten, die sich den schweizerischen Eßsitten widmen. Ein Blatt stellt die Verbreitung der Kartoffel- und Maisspeisen dar, d. h. der wichtigsten bäuerlichen Frühstücksspeisen neben Milch, Brot und den Suppen. Es ergibt sich das Bild zweier Fronten, einer südlichen, alpinen *Maisfront,* die sich der Südabdachung der Alpen entlang bis nach Kärnten und den Balkan fortsetzt, und einer nördlichen *Kartoffelfront,* die das Mittelland größtenteils ausfüllt. Dazwischen bleiben Lücken. Sie werden vom Kommentator als Reliktgebiete ehemaliger reiner *Milchnahrung* in den alten Hirtengegenden bezeichnet. Die Kartoffelnahrung (hauptsächlich die beliebte Rösti) ist heute im Vordringen begriffen gegenüber dem Mais. Das gilt natürlich nicht für die Städte, in denen sich das Café Complet-Frühstück durchgesetzt hat. Wer aber weiß, daß noch heute in der Genfer Landschaft morgens Gemüsesuppe genossen wird? Man setzte sie früher jedermann in einem besonderen «pot de soupe» vor. Es ist die Suppe vom Abendessen (souper) her. Man pflegt sie zum Frühstück aufzuwärmen, oder man hält sie vielfach über Nacht auch unter der Bettdecke warm!

Wir können in einer kurzen Anzeige dieses Kartenwerks natürlich keinen Eindruck des imponierenden Reichtums an feinen Beobachtungen, detaillierenden Schilderungen und landschaftlichen Verschiebungen vermitteln, wie er vom beigegebenen Kommentar ausgeht. Es ist erstaunlich, was Professor Weiß aus seinen Gewährsleuten und Exploratoren herausholen konnte. Zu den merkwürdigsten Beobachtungen in den alten Hirtengebieten gehört etwa die Tatsache, daß das Brot dort ein ausgesprochener Leckerbissen war und die typische Hirtenspeise die sog. «Zigersuuffi» vorstellte, d. h. frischer Ziger in der heißen Schotte. Wichtiger als Brot waren getrocknete Früchte, die neben Milch und «Suuffi» als Frühstück dienten.

Verschiedene Karten registrieren die Mahl*zeiten;* besonderes Interesse verdienen auch die Untersuchungen, was zu den Hauptmahlzeiten getrunken wird. Hier ist ein allgemeiner Rückgang alkoholischer Getränke festzustellen. Regelmäßiger Weingenuß während des Essens reicht nur im Jura, wo er mit der französischen Nachbarschaft erklärt werden muß, über die eigentlichen Weingebiete hinaus. Vielfach wird überhaupt nichts getrunken zum Mittagessen, oder dann — besonders nördlich der Reußgrenze — Most. Viele junge Leute ziehen aus Gründen sportlicher Ertüchtigung den Most, aber auch Fruchtsäfte, Mineralwasser etc. dem Alkohol vor. «Früher durfte doch keiner in einer Wirtschaft Tee oder Milch trinken», meinte der Balstaler Gewährsmann. «Vor 30 oder 40 Jahren hatten die Musikanten oder Turner jeden Sonntag ‚es Siechli', heute sind noch alle nüchtern um Mitternacht».

* * *

Herausgegeben und kommentiert von *Paul Geiger* (†) erschien sodann die 2. Lieferung des 2. Teils dieses Atlaswerkes [2]). Sie behandelt in 16 Karten die Fragen 85 bis 87 und 90 bis 91 des Frageheftes. Es werden die *Jahresbräuche von Dreikönigen bis Ostern* dargestellt.

Für *Dreikönige* ergibt sich ein deutliches Kartenbild. In der französischen Schweiz herrscht der Brauch des «Bohnenkönigs» vor; die Wahl dieses Königs geschieht dadurch, daß eine Bohne in einen Kuchen eingebacken wird. Wer das Stück mit der Bohne erwischt, wird zum König ausgerufen und in allerhand Festlichkeiten (Festmahl mit einer «Königin» und weiteren Kumpanen) gefeiert. Der Brauch ist auch in Frankreich bekannt. In der deutschen, romanischen und italienischen Schweiz dagegen kennt man das Umziehen mit drei Königen. Ihr Spiel besteht im Singen und oft im Drehen eines Sterns. Die Könige sind meist verkleidet; in Disentis z. B. trägt Melchior weiße Hosen, roten Rock, gelben Gürtel und den Stern; Kaspar weiße Hosen, gelben Rock, blauen Gürtel und Geldtasche; Balthasar weiße Hosen, blauen Rock und gelben Gürtel. An anderen Orten herrschen orientalische Verkleidungen vor. Die wesentliche Aufgabe der Könige ist das Singen (man nennt die Verkleideten vielerorts «Sternsinger»); sie erhalten Geld und Gaben, die sie in der Regel erheischen. Später wird das Geld verzecht. Aber auch bei den Dreikönigsbräuchen muß der Kommentator feststellen, daß sie im Rückgang begriffen sind.

Naturgemäß ausführlich behandelt sind die vielfachen *Fasnachts-* oder *Fastnachtsbräuche.* Die Materie ist außerordentlich kompliziert. Schon die Bedeutung des Namens ist unsicher. Hängt er mit «fasten» oder mit «faseln» zusammen? Beides ist behauptet worden, mit guten Gründen. Hoffmann-Krayer neigte eher der heidnischen Deutung zu; er glaubte, daß die Fasnacht das Fest sei, wo gefaselt werde («faseln» = Unsinn treiben). Geiger verweist auf Analogien mit anderen Sprachen (carême, carnevale) und zieht eine christliche Deutung vor. Fastnacht wäre das Fest vor der Fastenzeit. Tatsächlich bietet sich an diesem Fest ja nochmals eine letzte Chance des Feierns, üppigen Essens und Trinkens vor den mageren Wochen. Auf diese Üppigkeit weist der «schmutzige Donnerstag» («schmutzig» = fett), «Schübel-Dienstag», der «mardi gras» und der «martedi grasso» hin.

Interessantes und Neues erfährt man bei der Behandlung der *Palmsonntagsbräuche* mit ihren Pflanzenweihen. Es handelt sich um Palmen, Stechpalmen, Oliven, ferner um den Wacholder, Buchs, die Tanne, das Weidenkätzchen usw., die geweiht werden zum Schutz der Gläubigen vor allerhand Unheil, insbesondere Feuer, Unwetter und Krankheit. — Bei den *Osterbräuchen* befindet man sich bereits wieder in volkskundlich bekanntem Terrain. Immerhin wird für viele Leser des Atlas' neu sein, daß nicht etwa überall der Osterhase die berühmten Eier bringt. In der Innerschweiz hat sich ein Reliktgebiet erhalten, wo geglaubt wird, der «Gugger» (Kuckuck) sei der Eierbringer. Dieser «Gugger» bringt die Eier oft auch zu einer anderen Zeit als zu Ostern, etwa wenn man ihn zum ersten Male rufen hört. In der französischen Schweiz, in der Ajoie vor allem, sind es die Glocken, welche die Eier bringen. Wenn die Glocken ab Gründonnerstag in der katholischen Kirche schweigen, sind sie angeblich nach Rom verreist. Zurückkommend an Ostern schütten sie allerhand Gaben aus, nicht immer Eier, sondern Schinken in Landeron, Caramels in Estavayer usw. — Eigene Karten sind den Bräuchen des «Eiertütschens», dem Eierlauf und dem Eierrollen gewidmet. Aber auch diese Bräuche gehen im allgemeinen langsam zurück und machen nüchternen Lebensauffassungen und Sitten Platz. Anderseits gibt es immer wieder Orte, an denen volkskundlich interessierte Leute alte Bräuche wieder einzuführen suchen, oft mit schönem Erfolg.

Jürg Fierz

---

[2]) II. Teil, 2. Lieferung, Kommentar von P. Geiger.